Basler Bilderbogen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 50

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

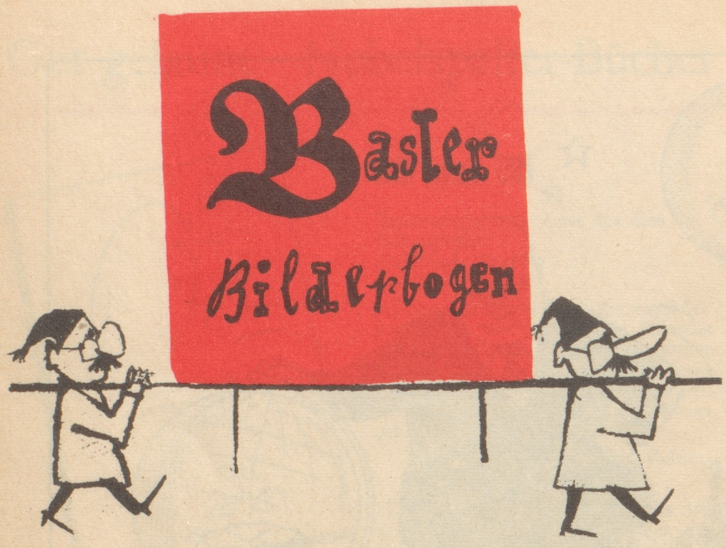
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Ich breche meine Ketten

Von Hanns U. Christen

Bis vor kurzem habe ich nicht gewußt, daß irgend ein auf den ersten Blick durchaus friedfertiger Mitbürger das Recht zu haben meint, mich in Ketten zu legen.

Offen gestanden, ich habe seit meiner zartesten Kindheit mit bisher schlagendem Erfolge dagegen rebelliert, in irgend welche Ketten gelegt zu werden. Es waren freilich mehr Ketten in übertragenem Sinne. Sie bestanden nicht aus Gliedern, von nervichten Fäusten aus schwedischem, holzkohlenverhüttetem Chromnickelstahl handgeschmiedet. Es waren mehr Ketten, die sich aus so unangenehmen Dingen zusammensetzten wie Halswaschen, Coiffeurgehen, Aufgabenmachen, Sonntagskleid-Anziehen, undsoweiter. Niemand auf diesem Erdenrund kann mit Wahrheit von sich sagen, daß es ihm (oder ihr) gelungen wäre, mich mit Gewalt etwa zum Tragen einer Krawatte zu bewegen. Ha, dem sei meine wackere Rechte vor! Meinen Lebensweg säumen wüste Häufen von Krawatten, denen es nicht gelang, um meinen Hals gebunden zu werden. Krawatten, die bei diesem vergeblichen Bemühen an Form und Schönheit alles einbüßten, was sie mitgebracht hatten. Denn es ist mir, damals wie heute, ein schauerlicher Gedanke, daß der Mensch männlichen Geschlechtes nur dann vollständig angezogen sei, wenn er sich einen Strick um den Hals bindet. Muß der Mann im 20. Jahrhundert aussehen, als sei er ein auf dem Wege zum Galgen wandelndes Etwas, das im Begriffe ist, recht bald von den Raben verspeist zu werden? Mit nichten. Denke ich. Was mich natürlich nicht daran hindert, gelegentlich Krawatten um den Hals zu binden, die ich nicht als Galgenstricke empfinde, sondern als süße Erinnerungen an reizende Vertreterinnen des gemeinhin als zart bezeichneten Geschlechtes. Diesmal sind es andere Ketten, in die ich gelegt werden soll. Sie bestehen aus Briefen. Irgendwelche Leute, denen ich es ersparen möchte, die von mir zu ihrer Charakterisierung ausgedachten Adjektive lesen zu müssen, sind auf den blendenden Gedanken gekommen, Kettenbriefe loszulassen. Das ist ja an sich nichts Neues. Schon in früheren Jahrhunderten gab es manchen Schwachsinnigen, der das tat. Aber diesmal steckt eine etwas neuere Idee dahinter. Es handelt sich nämlich nicht um Kettenbriefe, die jedem Teilnehmer unbeschreibliches Glück in Spiel - Liebe - Geschäft - Erbschaft (Nichtgewünschtesstreichen!) verheißen. Sondern diesmal handelt es sich um etwas, das auf dem Kopf des Briefes folgendermaßen definiert wird: «This is a receipt club.» Leser, die mit Erfolg eine Mittelschule absolviert oder die ersten Lektionen eines Fernsprachkurses (bzw. Sprachfernkurses) gelesen haben, können daraus unschwer erkennen, daß dieser Satz der englischen Sprache entlehnt ist. Das an sich beweist ja bereits, welchen Geistes Kinder die Leute sind, welche mir diese Briefe schicken. Es ist ja so, daß alles, was von ungemeiner geistiger Dürftigkeit, falls auf Deutsch ausgedrückt, sich sofort in etwas kulturell Hochstehendes verwandelt, wenn man's auf Englisch sagt. Zum Beispiel der Schlagerkitsch. Denken wir an Lehar's ‹Dein ist mein ganzes Herz›. Jeder Supertrottel, je selbst nahezu jeder Leser des ‹Blick›, wird diesen Titel sofort für etwas prachtvoll Edles halten, wenn er heißt ‹Yours is my heart alone!›. Nichtwahr?

Wenn man besagten Satz ‹This is a receipt club› auf Deutsch übersetzt, so heißt er: ‹Dieses ist ein Quittungsclub›. Das heißt es, und nichts anderes. Ich bin Mitglied verschiedener Clubs, in die ich seinerzeit arglos und wohlwollend hineingetreten bin, und deren Zweck sich nach längerem Betrachten als ausschließlich darin bestehend herausstellte, Clubs zu sein. Leider befindet sich bisher unter ihnen noch kein Quittungsclub. Ich bin nicht völlig sicher – aber so ein Club scheint mir darin zu bestehen, daß er Personen vereinigt, die gerne Quittungen unterschreiben. Etwa: ‹Endesunterzeichneter bestätigt hiemit, unter dem Heutigen den Betrag von Fr. 200.– (Franken zweihundert 0/0) als Entschädigung für absolut keinerlei (In Zahlen: 0) Gegenleistung erhalten zu haben.› Oder so. Wahrlich, eine reizende Quittung. Schade, daß so selten Männer sich in meine Wohnung drängen, deren Lebenszweck darin besteht, mir solche Quittungen, samt darauf angegebenem Betrag, ans Herz zu legen.

Der Quittungsclub, der sich mir in bisher schon so zahlreichen Briefen aufgedrängt hat, ist leider nur ein Uebersetzungsfehler. In Wirklichkeit will er nämlich nicht ein Club von ‹receipts›, von Quittungen sein. Sondern ein Club von ‹recipes›, von Rezepten. Damit kommen wir der Sache nun bereits näher. Es muß in unserem Lande Leute geben, die zwar der englischen Sprache nur in dürftigem Ausmaße mächtig sind, die aber den unstillbaren, ja geradezu übermächtigen Wunsch in sich herumtragen, in den Besitz von Kochrezepten zu gelangen. Es genügt ihnen nicht, daß so ungefähr alles, was in der Schweiz an einer Hausfrauenzeitschrift mitarbeitet – und wer alles ist das nicht! – in regelmäßigen Abständen auf ungeheuer geduldigem Papier Rezepte für Speisen veröffentlicht, die Natur im Zorn geschaffen. Früher habe ich solche Rezepte manchmal gesammelt, weil ich dachte, es handle sich um unfreiwilligen Humor. Nachdem ich aber einige Zeit mit der Verfasserin von solchen Rezepten in einem unentrinnbaren Gespräch vertieft war (in einem Drittklaßabteil, dessen Türschloß defekt war, so daß es sich nicht öffnen ließ), weiß ich es anders.

Nein – die Leute, die solche Briefe loslassen, scheinen Personen mit Drang nach dem Höchsten zu sein. Es genügt ihnen nicht, zum 48. Male im Wochenblättlein zu lesen, wie man aus roten Randen, Würfelzucker, gesalzenen Heringen und einer Prise Suppenwürze ein Salätlein macht, das ebenso ausgezeichnet mundet, wie es Boxerhunde, Walfische sowie kulinarisch gebildetere Menschen zum Auswandern veranlassen muß. Nein – sie wollen Persönliches. Sie verlangen von dem nichts Böses ahnenden Empfänger, daß er a) den empfangenen Brief abschreibt und an vier weitere arglose Mitmenschen guten bürgerlichen Rufes schickt, und b) an eine angegebene Adresse ein Rezept sendet. Die Briefe verlangen das auf Englisch, weil es auf Deutsch zu blöd wäre. Siehe oben (Leser des ‹Blick›, etc.). Und dann steht in den Briefen, die mir ins Haus geflattert sind, noch ausdrücklich: «Please don't break the chain!» Auf Deutsch: «Breche die Kette bitte nicht!»

Das also ist die Kette, die man mir anschmieden möchte. Aber man hat sich geirrt. Wann immer ich diese Briefe bekomme, speuze ich in die Hände, recke meine Muskulatur und breche die Kette. Mit einem hörbaren Seufzer der Erleichterung fällt sie in den so wohltätigen Papierkorb. Dort liegt sie und sagt nichts mehr.

Manchmal freilich kommen mir Bedenken. Im innersten Herzen bin ich ja ein guter Mensch. Bloß schade, daß das außer mir nie jemand sagen will. Aber die Bedenken steigen eben auf. «Wie», denke ich, «wenn es jetzt in Basel Mitbürger gäbe, die wirklich darauf angewiesen wären, durch den Kettenbrief in den Besitz eines Rezeptes zu kommen, das ihnen als Inbegriff aller kulinarischen Extravaganz erschiene – ein Rezept, das die Seele ihres Magens, oder die Galle ihrer Leber, aus abgrundtiefer Versunkenheit mit einem Male ans helle Licht des Tages lüpfte?» Und weil ich jetzt gerade in einer solchen Stimmung bin, möchte ich, zu Handen aller bisher nicht mit Antworten bedachten Absender solcher Kettenbriefe, ein Rezept zum besten geben. Ein Rezept, das sich durch Jahrhunderte bestens bewährte, und das alle Aussicht darauf hat, noch einige weitere Jahrhunderte lang die Besten des Landes von Zeit zu Zeit zu erfreuen. Vorausgesetzt, daß es noch einige Jahrhunderte lang Beste im Lande geben wird. Man ist heute, angesichts der technischen Möglichkeiten, mit Prognosen am besten etwas vorsichtig. Also das Rezept:

Man beschaffe sich einige ausgewählte Stücke des Nachtschattengewächses Solanum tuberosum. Sie werden sorgfältig gewaschen und von anhaftender Erde, Würmern, Briefmarken oder Gartenzwergen befreit. Inzwischen füllt man etwa zwei Zentimeter hoch Wasser in einen Topf mit dicht schließendem Deckel, salzt leicht und bringt zum Kochen. Die Solana tuberosa (Nominativus pluralis – ha, man merkt den Lateiner!) werden sorgsam hineingelegt, worauf man den Topf wieder zudeckt. Nach zirka 15–20 Minuten sind sie gar. Das Kochwasser abschütten, leicht mit kaltem Wasser überbrausen, abtrocknen und auf gewärmter Platte servieren. Vor Gebrauch schälen.

Sage mir einer, daß dies nicht ein Prachtsrezept ist – würdig, in jeder Kette zu erscheinen!

NB. Falls Solanum tuberosum auf dem Markte nicht erhältlich sein sollte, frage man nach Härdöpfel. Das ist das gleiche.